



**06.01.2019**

**Johannes Wittich**

**Mein Nächster – und mein Übernächster**

Diese Predigt wurde im Rahmen eines Kanzeltausches  
mit der [Erlöserkirche Wien Süd](#) gehalten.

Jesus aber kehrte in der Kraft des Geistes nach Galiläa zurück. Und die Kunde von ihm verbreitete sich in der ganzen Umgebung.

Und er lehrte in ihren Synagogen und wurde von allen gepriesen.

Und er kam nach Nazaret, wo er aufgewachsen war, und ging, wie er es gewohnt war, am Sabbat in die Synagoge und stand auf, um vorzulesen.

Und man reichte ihm das Buch des Propheten Jesaja. Und als er das Buch auftrat, fand er die Stelle, wo geschrieben steht:

Der Geist des Herrn ruht auf mir, weil er mich gesalbt hat, Armen das Evangelium zu verkündigen. Er hat mich gesandt, Gefangenen Freiheit und Blinden das Augenlicht zu verkündigen, Geknechtete in die Freiheit zu entlassen,

zu verkünden ein Gnadenjahr des Herrn.

Und er tat das Buch zu, gab es dem Diener zurück und setzte sich. Und aller Augen in der Synagoge waren auf ihn gerichtet.

Da begann er, zu ihnen zu sprechen: Heute ist dieses Schriftwort erfüllt - ihr habt es gehört.

Und alle stimmten ihm zu und staunten über die Worte der Gnade, die aus seinem Mund kamen, und sagten: Ist das nicht der Sohn Josefs?

Und er sagte zu ihnen: Gewiss werdet ihr mir jetzt das Sprichwort entgegenhalten: Arzt, heile dich selbst! Wir haben gehört, was in Kafarnaum geschehen ist. Tu solches auch hier in deiner Vaterstadt!

Er sprach aber: Amen, ich sage euch: Kein Prophet ist willkommen in seiner Vaterstadt.

Es entspricht der Wahrheit, wenn ich euch sage: Es gab viele Witwen in Israel in den Tagen Elijas, als der Himmel drei Jahre und sechs Monate verschlossen war und eine grosse Hungersnot über das ganze Land kam, doch

zu keiner von ihnen wurde Elija geschickt, sondern zu einer Witwe nach Zarefat bei Sidon.

Und es gab viele Aussätzige in Israel zur Zeit des Propheten Elischa, doch keiner von ihnen wurde rein, sondern Naaman, der Syrer.

Da gerieten alle in der Synagoge in Wut, als sie das hörten.

Und sie standen auf und trieben ihn aus der Stadt hinaus und führten ihn an den Rand des Felsens,

auf den ihre Stadt gebaut war, um ihn hinunterzustossen.  
Er aber schritt mitten durch sie hindurch und ging seines Weges.

Lukas 4,14-30

Liebe Gemeinde!

So einen echten Promi zu kennen, das hat schon was. Vielleicht kennt man ihn sogar schon seit der Kindheit. Man hat mit ihm – oder ihr – schon in der sprichwörtlichen Sandkiste gespielt, gemeinsam den Kindergarten oder die Schule besucht, oder war lange Jahre Nachbarn oder ist sich später im Studium begegnet. Und während der eigene Lebenslauf sich vielleicht nicht so ganz Richtung Star-Ruhm entwickelt hat, ist er oder sie nun in aller Munde und regelmäßig in den Seitenblicken oder in anderen Celebrity-Formaten zu sehen. Dann lässig sagen zu können: Ja, der – oder ja, die, wir kennen uns ja schon seit Jahren, ist schon auch ein bisserl was für's eigene Ego.

Genauso, wie es ein ziemlicher Dämpfer ist, wenn diese prominente Persönlichkeit sich dann umgekehrt an einen selbst nicht mehr erinnern kann (oder will). Oder es zwar doch tut, aber nicht an die alte Vertrautheit anknüpfen möchte. Irgendwie abgehoben geworden ist und alte Freundschaften nicht mehr zu schätzen weiß.

Ein bisserl so etwas ist gerade auch in unserem Abschnitt aus dem Lukasevangelium passiert. In Nazareth, der Heimatstadt Jesu, in die der berühmte Sohn zurückkehrt. Auf einen Besuch, nicht mehr, aber das ist ja auch schon was. Schließlich ist er ja Wanderprediger und Wunderheiler, und gerade weil er andauernd unterwegs ist, haben sich seine besonderen Fähigkeiten schon weit herumgesprochen. Und jetzt kommt er mal wieder nach Hause, und begibt sich in die Synagoge, zum Predigen und zum Lehren. Beides, sein Talent, Menschen durch starke Bilder und Formulierungen in seinen Reden zu fesseln, wie auch der Inhalt seiner Reden selbst, seine neuen, radikalen Lehren, haben ihn berühmt gemacht. So kann man ihn mal ganz nahe erleben, in vertrauter Runde sozusagen, und geht natürlich schon davon aus, dass Jesus seiner Heimatstadt und seinen alten Freunden und Nachbarn besondere Aufmerksamkeit widmen wird.

Das tut er zunächst einmal auch. Die Predigt ist offensichtlich spritzig, sie kommt an, gerne hört man ihm zu und gibt ihm Recht. Und wäre man nicht gerade in der Synagoge, wo sich das nicht gehört, wie gerne hätte das Publikum jetzt applaudiert!

Und Jesus? Der kann mit der Bewunderung und Begeisterung, die ihm entgegenschwappt, offensichtlich nichts anfangen. Mehr noch: er macht sich lustig über seine „Fans“. In ironischem Tonfall

meint er sinngemäß: „Ich kann mir schon denken, was jetzt kommt. Ihr wollt auch ein Heilungswunder. Nicht nur zuhören – das reicht euch nicht. Mit eurer, mit unserer Stadt Nazareth, soll für alle Zeiten auch ein berühmtes Wunder in Verbindung gebracht werden, wie das ja auch schon mit anderen Orten geschieht: die Hochzeit zu Kana; der Hauptmann von Kapernaum ... . Nicht nur die Stadt soll damit berühmt werden – auch ihr, die Bewohner, wollt von diesem Ruhm etwas abkriegen!“

„Das hättet ihr wohl gern“, meint Jesus weiter. „Nur: das wird nicht geschehen. Wunder, Heilungswunder, die mache ich für andere, nicht für euch. Und befinde mich damit in gut biblischer, genau genommen: prophetischer Tradition. Zu einer Witwe in Sidon wurde der Prophet Elia in einer Hungersnot geschickt, nicht zu den Witwen in Israel. Und wer war der Erste, der zu Zeit des Propheten Elischa vom Aussatz geheilt wurde? Naaman, der Syrer. Kein Angehöriger des eigenen Volkes. Und so halte ich es auch: geheilt wird anderswo.“

Ein ziemlicher Dämpfer für die Zuhörer von Jesus, das kann man sich gut vorstellen. Gerade noch hat er so schön aus der prophetischen Tradition begründet, wozu er gekommen ist und da ist: den Armen das Evangelium, den Gefangenen Freiheit und den Blinden das Augenlicht zu verkündigen, Geknechtete in die Freiheit zu entlassen. Wie wunderbar das alles geklungen hat, wie gerne hat man ihm Recht gegeben und zugestimmt. Und jetzt heißt es: ja, das ist schon mein Auftrag. Nur ihr, ihr seid nicht das Zielpublikum. Das sind Andere. Die, die wirklich dringend etwas brauchen.

Szenenwechsel: 2013, bei unserer vorletzten Nationalratswahl, hat der Spitzenkandidat einer Partei auf Plakaten mit dem Slogan: „Liebe deinen Nächsten“ für sich geworben. Um auf eben diesen Plakaten zu ergänzen: „Für mich sind das unsere Österreicher.“ Sein Kampagnenleiter hat dann in einem Interview erklärend ergänzt, „Liebe deinen Nächsten“ hieße ja nicht „Liebe deinen Übernächsten“, also den Fremden, Ausländer, Zuwanderer, Flüchtling oder Asylwerber. Ähnlich argumentiert hat vor kurzem auch in Deutschland ein Sprecher der Organisation „Christen in der AfD“. (Ja, so etwas gibt es auch ...) Der hat gemeint: Was die Kirchen augenblicklich als Nächstenliebe bezeichnen, sei in Wirklichkeit „Fernstenliebe“.

Biblisch ist das nicht, das brauche ich wohl nicht extra zu betonen. Und im Sinne Jesu schon gar nicht, der ja dieses Gebot der Nächstenliebe aus der jüdischen Thora hoch gehalten und z.T. sogar noch radikaler interpretiert hat: der Nächste, die Nächste zeichnet sich gerade dadurch aus, dass er oder sie nicht unbedingt von Anfang an auf meinem Radarschirm ist. Ernst nehmen der Nächstenliebe heißt dann eben auch, sich erst einmal auf die Suche zu machen, versuchen, herauszufinden,

wer mein Nächster, meine Nächste sein könnte. Ganz im Sinne der Ausgangsfrage für das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, wo der Schriftgelehrte eben genau das von Jesus wissen möchte: wer ist mein Nächster? Und eine Antwort bekommt, die ihm ganz und gar nicht passt.

Wie eben schon zuvor in Nazareth. Wir gerne hätten sich die ehemaligen Nachbarn Jesu als erste Adresse gesehen für seine Zuwendung. So nach dem Motto: wer nahe wohnt, wird schon der Nächste sein. Um dann mitgeteilt zu bekommen: Nächster oder Nächster werden die, die ich zu mir herhole. Die ich ins Blickfeld nehme, obwohl sie vielleicht zunächst einmal weit weg gewesen sind. Weil Nächstenliebe nicht von örtlicher oder emotionaler Nähe abhängt. Sondern von der jeweiligen Bedürftigkeit.

Ein heikles Thema, ich weiß. Wo doch der Vorwurf gegenüber Kirchen, besonders gegenüber unserer reformierten, immer wieder im Raum steht, wir würden uns zu wenig um die eigenen Leute und zu viel um „die Anderen“ kümmern. Wenn diese Kritik geäußert wird, ist sie ernst zu nehmen. Diese Kritik kippt aber gerne in Aggression um: damals wollte man Jesus in Nazareth von einem Felsen runterwerfen. Heute braucht es keine physische Gewalt mehr – es reicht die Hemmungslosigkeit in Internet-Foren, wenn über kirchliches und christliches Engagement hergezogen wird. Wenn einer Flüchtlingsbetreuerin eine Vergewaltigung an den Hals gewünscht oder die Betreuung von Asylwerbern als „Geschäftsmodell“ diskreditiert wird.

Nein, Kirche und christliches Engagement kann sich nicht nur auf den Raum und die Personen innerhalb der Kirchenmauern beschränken. „Unser Jesus für unsere Leut“ – das haut nicht hin. Widerspricht dem, wofür Jesus steht: für das Überschreiten von Grenzen, das Niederreißen von Trennendem. „Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist“, hat auch Dietrich Bonhoeffer aus dem Gefängnis geschrieben. Mehr noch: im Sinne des Propheten Amos kann auch ein Gottesdienst nur gefeiert werden, wenn ihm Einsatz für die, die es brauchen, vorangegangen ist und auch dann wieder folgt. Sonst ist die Meinung Gottes dazu ziemlich eindeutig, wie Amos unmissverständlich klar macht: „Ich hasse, ich verabscheue eure Feste, und eure Feiern kann ich nicht riechen!“

Trotzdem: es bleibt die Frage, wie mit denen umzugehen ist, die sich im Recht sehen, als erste und zu bevorzugende Empfängerinnen und Empfänger geistlicher und weltlicher Zuwendung. Also die, die Jesu damals enttäuscht hat und die, die wir offensichtlich heute immer wieder enttäuschen. Biblische und jesuanische Grundsätze aufzugeben, Kompromisse einzugehen, das geht sicher nicht. Das hieße die Botschaft Jesu zu verwässern.

Aber worum es gehen kann, ist, zur Übernahme der Sichtweise Jesu zu ermutigen. Wer sich selbst immer nur als zurückgesetzt, vernachlässigt und marginalisiert sieht, der hat, salopp gesagt, ja auch nichts vom Leben. Der lebt ja ganz seiner Frustration, und wohl fühlen tut man sich dabei ganz sicher auch nicht. Jesus hat ja damals in Nazareth offensichtlich auch einen Nerv getroffen, einen Knopf gedrückt, lang schon aufgestaute Frustration hervorbrechen lassen. Eine einzelne provokante Aussage hätte sonst nicht so viel Aggression auslösen können.

Vielleicht ist die große Seuche unserer Zeit das Gefühl: Ich bin nichts. Man mag mich nicht, man gönnt mir nichts. Ich werde nicht ernstgenommen, ich werde nicht wahrgenommen, ich werde übersehen. Und vielleicht ist das Heilmittel dagegen genau das, was auch den Kern der Reformation ausgemacht hat. Damals war es die Angst vor der Hölle; heute ist es die Angst davor, übersehen zu werden, und das kann auch höllisch sein. Und heraus führt nur ein Weg: die Erkenntnis, ich bin wer, weil Gott mich dazu macht. Diese Einsicht braucht es, und auch Menschen, die mit Nachdruck, Engelsgeduld und Hartnäckigkeit immer und immer wieder das den vermeintlich oder tatsächlich zu kurz Gekommenen vermitteln: dir wird nichts weggenommen, wenn auch einmal einem Anderen geholfen wird. Du bist nicht weniger wert, nur weil du einmal nicht ganz so bedürftig bist wie andere. Du bist groß, weil Gott dich groß macht. Und so groß, wie du nun einmal bist, kannst du selbst großzügig sein.

„Möge das Recht heranrollen wie Wasser und die Gerechtigkeit wie ein Fluss, der nicht versiegt.“ Auch das hat Amos als Sprachrohr Gottes zu sagen gehabt. Das ist nicht nur eine Forderung, es ist ein Auftrag. Dieser Satz steht übrigens auch auf dem Denkmal zur Erinnerung an den Kampf der Afroamerikaner um Gleichberechtigung in Montgomery, Alabama. Allerdings als Zitat von Martin Luther King, der diesen Satz von Amos in seine berühmte „I have a dream“ – Rede aufgenommen hat. Eine Schülerin von mir hat sich vor kurzem darüber aufgeregt: „Was fällt dem ein, einen Satz aus der Bibel zu verwenden, ohne zu sagen, wo er es her hat!“ Ich habe daraufhin gesagt: Martin Luther King war Pfarrer, und Pfarrer tun das öfter, aus der Bibel zitieren, ohne zu sagen, wo sie es her haben.

Nicht nur Pfarrer, denke ich. Alle können das tun. Den Geist der Bibel, der Propheten, den Geist Jesu Christi weitergeben, nennt man das. Und das können alle, auch die, die es sich am Wenigsten zutrauen. Das können und dürfen wir. Alle. Amen.